

Allgemeines

JOHANNES HEIL/BERND WACKER (Hrsg.): *Shylock? Zinsverbot und Geldverleih in jüdischer und christlicher Tradition*. Wilhelm Fink Verlag, München 1997, 304 S.

„Ein dicker häßlicher Jude“, „einfach ein Judd“, der für den Autor und für die Figuren nur „der Reiche Jude“ ist, wird in Rainer Werner Fassbinders zu Recht umstrittenem Stück „Der Müll, die Stadt und der Tod“ als menschenverachtender Spekulant dargestellt: „Ich kaufe alte Häuser in dieser Stadt, reiße sie ab, baue neue, die verkaufe ich gut. [...] Es muß mir egal sein, ob Kinder weinen, ob Alte Gebrechliche leiden. Es muß mir egal sein. Und das Wutgeheul mancher, das überhör ich ganz einfach.“ Das „Wutgeheul“ wird „Hans von [nicht „im“!] Gluck“ in den Mund gelegt: „Er saugt uns aus, der Jud. Trinkt unser Blut [...] Der Jud versteht sich auf sein Gewerbe, Angst scheint ihm fremd, der Tod kann ihn nicht schrecken, ihn, der kein Leben lebt.“

Was diese Figur ausspricht („Das ist kein Witz, so denkt es in mir“) und was dem „Reichen Juden“ in den Mund gelegt wird, das sind Wort gewordene uralte Klischees, die den Kennern der Geschichte des christlich-jüdischen Verhältnisses bestens vertraut sind. In der öffentlichen, selbst in der wissenschaftlichen Diskussion (was in den Beiträgen von Michael Schmidt¹, Stefan Rohrbacher und Juliane Wetzel bestürzend deutlich wird) über dieses Verhältnis und seine Folgen in Geschichte und Gegenwart werden diese Klischees aber oft nicht als solche erkannt und deshalb in ihrer Bedeutung und Geschichtsmächtigkeit als „massenwirksam sozialisierter Komplex exemplarischen Wissens“ (S. 171) verkannt.

Diesem Manko will der Band abhelfen, der aus der Arbeit an der großen Rothschild-Ausstellung im Jüdischen Museum Frankfurt und aus den Referaten einer Tagung in der katholischen Rabanus-Maurus-Akademie in Naurod hervorgegangen ist. Zwar sind in den letzten Jahren nicht wenige Detailuntersuchungen zu diesem Thema vorgelegt worden (und die Anmerkungen in den einzelnen Aufsätzen bilden dafür mitunter eine wahre Fundgrube!), „doch fehlt“, wie die Herausgeber zu Recht schreiben, „nach wie vor ein kompakter Überblick, der

auch Nichtfachleuten in Studium und Unterricht zugänglich ist“ (S. 10). Damit ist die Gruppe der Rezipienten, an die sich die Beiträge/innen des Bandes richten wollen und sollten, umschrieben, wenn auch nicht sehr präzise. Die wenig genaue Zielgruppenbestimmung hat wohl auch, trotz der „konzeptionellen und thematischen Vorgaben“ (ebd.) der Herausgeber, dazu geführt, daß die Beiträge im Hinblick auf die „Benutzerfreundlichkeit“ sehr unterschiedlich ausgefallen sind.

Den thematischen Rahmen bilden drei Aufsätze, die sich mit den jüdischen und christlichen Lehren über Geld, Zins und „Wucher“ und deren meist kontroverser Exegese beschäftigen. Dabei beschränkt sich aber der erste Beitrag des Bandes von Klaus Werner über „Das israelitische Zinsverbot“ zu sehr auf die Grundlagen und die Frühgeschichte Israels und geht zu wenig ein auf die (in der christlichen Polemik ja immer wieder überakzentuierte und verfälschend dargestellte) Praxis und deren ökonomische, soziale und religiöse Implikationen und Komplikationen. Der komplementäre zweite Beitrag von Matthias Theodor Kloft über „Das christliche Zinsverbot“ bietet einen ausgezeichneten Überblick über ein kompliziertes Thema, beschränkt sich aber, aus Platzgründen durchaus verständlich, von seiten des Lesers eher bedauerlich, auf die Entwicklung „von der Alten Kirche bis zum Barock“, was aber nur heißt: bis zu Calvin und dem Calvinismus. Zwar wird dieses Manko durch die Beiträge von Olaf Blaschke über „Die Wirtschaftsmentalität der Katholiken im Wilhelminischen Deutschland“ und Hartmann Tyrell über Sombart und Weber („Kapitalismus, Zins und Religion“) teilweise behoben, doch sind diese Texte nicht aufeinander bezogen, so daß doch eine Lücke bleibt: die Markt-, Geld- und Zinstheorien der Neuzeit, ob religiös legitimiert oder wissenschaftlich, sind nur partikular dargestellt.

¹ Seine Darstellung der „Judenbuche“ der Annette von Droste-Hülshoff im Kontext des katholischen Antijudaismus der Zeit und der realen Bedingungen jüdischen Lebens in der Provinz sei allen jenen Germanisten ans Herz gelegt, die (unter welchem modischen Methoden-Namen auch immer) wieder die textimmanente Interpretation propagieren.

Den Schluß bildet eine aufschlußreiche, wenn auch mitunter sehr im Fachjargon und nicht ganz ohne Sophisterei argumentierende Übersicht von Karel Hanke-Wehrle über „Zins und Wucher – kein Thema für die theologische Ethik und Sozialethik der Gegenwart?“ Sie zeigt die schließliche (und als solche auch schon wieder prekäre, weil säkularisierte²) Versöhnung der christlichen Ethik mit den Gegebenheiten des Kapitalmarktes. Aber auf die jüdische Ethik geht dieser resümierende Beitrag leider gar nicht ein.

Klofts Beitrag zeigte überzeugend, daß das Christentum „bis zum Beginn der frühen Neuzeit [und bis in das 20. Jahrhundert; Erg. W. F.] beständige Schwierigkeiten [...] mit dieser Art Besitzvermehrung“ (S. 34) hatte. Er zeigte aber auch deutlich, daß die christlich-theologischen Geld-Theoretiker mit ihren Theoremen nur immer wieder vergeblich versuchten, eine üblich oder notwendig werdende Praxis zu reglementieren, zu stoppen, zu verbieten, zu verteufeln – und doch immer wieder von eben dieser Praxis gezwungen werden, ihre eigenen Positionen zu revidieren und die Praxis, wenn auch zögernd bis widerwillig, zu akzeptieren oder gar zu legitimieren. Dabei könnte gerade in diesem Zwang zum Nachgeben der gruppenpsychologische Grund liegen für die Eingrenzung der Polemik auf die Juden, die häufig zu beobachtende Verdammung

² „Allgemein läßt sich ein Konsens ausmachen, daß in der theologischen Sozialethik die reale wirtschaftliche Funktion des Geldes im Gemeinschaftsleben bejaht wird, jedoch unbedingt auf dessen dienenden Charakter verwiesen wird“, S. 301. – Das ist im Grundgesetz, Art. 14,2, ganz ohne religiösen Verweis prägnanter ausgedrückt.

³ Eine schon ärgerliche Ausnahme bildet der „Essay“ von Wilfried Forstmann über Frankfurt am Main als europäisches Finanzzentrum im 18. und 19. Jh., eine sprachlich und inhaltlich eher dürftige Skizze, mit „Dreck und Speck“ abgedruckt.

⁴ Die Chiffre wird in der Karikatur und später im Film der Vereindeutigung und der Wirksamkeit wegen in den Mitgliedern der Familie Rothschild „verkörpert“, was Fritz Backhaus ebenso deutlich wie differenziert vorführt.

⁵ Welche Wirkung diese Propaganda hatte, wurde in der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ (Ausstellungskatalog, 3. Aufl., Hamburg 1997) bedrückend sichtbar gemacht. Die Polemik gegen diese Ausstellung von konservativer bis reaktionärer Seite ist Ausdruck der Flucht vor der eigenen, weit zurückreichenden Geschichte.

nur des „jüdischen“ Wuchers mit seiner zum Schibboleth gewordenen Verkörperung Shylock.

Wichtige Aspekte dieser Entwicklung sind in den anderen der insgesamt fünfzehn Aufsätze des Bandes zu finden. Ich kann nicht alle im einzelnen besprechen, (fast)³ alle sind sehr informativ und daher nicht nur für Leser des angestrebten Rezipientenkreises zu empfehlen.

Johannes Heil zeigt in seinem Überblick über 1000 Jahre Wirkung des christlichen Antijudaismus am Beispiel des sprichwörtlich gewordenen biblischen Tanzes um das Goldene Kalb, wie oft und wie stark Äußerungen frühchristlicher und mittelalterlicher Theologen, die im zeitgenössischen Kontext nicht (proto-) rassistisch gemeint waren, zu gegebener Zeit eben so rezipiert werden konnten und durch ihr Alter und ihre Würde den Judenhaß legitimierten. (Eine Rezeptionsgeschichte der frühkirchlichen antijüdischen Schriften, man sollte vielleicht mit dem Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus beginnen, steht leider noch immer aus!)

Friedhelm Burgard zeigt anhand detailreichen Materials, wie je nach Finanz- und Territorial-Interesse der Trierer Erzbischöfe im 13. und 14. Jh. Mitglieder der jüdischen Oberschicht sozial integriert, bei „Nichtbedarf“ aber ebenso schnell segregiert wurden. (Nebenbei wirft der Aufsatz ein Schlaglicht auf das schon weit ausgebildete und keineswegs „jüdisch“ dominierte Finanzsystem in den Territorien und Städten des späten dreizehnten und des vierzehnten Jh., den Historikern natürlich bekannt, vielen Nichthistorikern unter den Mediävisten aber leider und zum Schaden für ihre eigene Arbeit noch immer allenfalls ein zu vernachlässigendes Randproblem.)

Der schon genannte Aufsatz von Olaf Blaschke und die eindrucksvolle Darstellung der Funktion des Klischees von der drohenden „jüdischen Weltherrschaft“ in der Nazi-Propaganda von Wolfram Meyer zu Utrup sollten zusammen gesehen werden. Blaschke widerspricht überzeugend den salvierenden Thesen, das katholische Bevölkerungsdrittel im Deutschen Reich habe „nie zu den Trägern des modernen Antisemitismus gehört“ (S. 113), indem er an vielen Beispielen gerade aus der Textgruppe, die der Vermittlung des tradierten und immer wieder bewußt aktivierten kirchlichen Antijudaismus an die einfachen Gläubigen, insbesondere auf dem Lande diene, verdeutlicht, daß der politische Katholizismus innerhalb eines „streng bipolaren Deutungssystems“ argumentierte und agitierte.

„In dieses bipolare Schema paßte das Judentum präzise hinein, ja es avancierte zur Chiffre für den Gegensatz zwischen legitimer und illegitimer Ökonomie“ (S. 121).⁴ Diese weithin und bis in den „linken“ Flügel des Katholizismus hinein verbreitete und akzeptierte Interpretation des Kapitalismus war das Einfallstor für die Nazi-Propaganda, die bis in die letzten Kriegsjahre hinein behauptete, „das internationale Judentum“ wolle, indem es die (Kriegs-) Gegner Deutschlands lenke, das deutsche Volk zu einem Sklavenvolk machen – und diese Gefahr berechtigt zu allen „Abwehrmaßnahmen“ bis hin zum Genozid.⁵ Leider hat Meyer zu Utrup zu wenig auf die Tradition solcher Propaganda aufmerksam gemacht, die nicht erst im 19. Jh. entstand, wie er suggeriert (S. 219), sondern schon die antijüdischen Texte des hohen und späten Mittelalters prägte, was ihr Weiterleben und ihre Akzeptanz nicht nur in den Unterschichten verständiglich macht.

Der titelgebende Shylock kommt im ganzen Band etwas zu kurz. Marion Steinbach beschreibt die prekäre Existenz jüdischer Bankiers im Venedig der Renaissance als „Eine Symbiose gemäß den Maximen der Staatsräson“. Auch in Venedig war die Existenz der jüdischen Gemeinde und das Zusammenspiel jüdischer Geldgeber mit der herrschenden Schicht trotz aller auch nachzuweisender „Normalität“ abhängig von den Interessen der Staatsmacht. Wird die jüdische Gemeinde nicht mehr gebraucht oder verarmt sie gar, so wird sie, je länger, desto mehr bedrückt. Leider geht Hans-Peter Bayerdörfer in seinem Report über „Shylock auf der deutschen Bühne nach der Shoah“ gar nicht auf diese Erkenntnisse ein. Er kontrastiert die Aufführungen von Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ vor 1945 mit ihrer „Beanspruchung des Stückes für den Antisemitismus“ (S. 260) mit den vor allem zwei Interpretationsweisen nach 1945: Das Drama als Anklage gegen den Antisemitismus oder Shylock „als enthumanisiertes Produkt einer kapitalistischen Gesellschaft“ (S. 264). Neuere Aufführungen, die aber mehr Bearbeitungen sind (Tabori, Nationaltheater Weimar), werden genannt, aber eine Gesamtschau über die Bedeutung des Stückes nach 1945 fehlt.

Ein wichtiges Buch, ein für „Laien“ wie Fachleute informatives Buch, dem man eine fruchtbare Rezeption wünscht. Ein „kompakter Überblick“ bleibt aber trotzdem noch ein Desiderat.